Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 40

Artikel: Zur Eröffnung der Berner Theatersaison 1912/13

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642233

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

an der zunehmenden Jugendverderbnis zuzuschieben. Wie viel hiezu das soziale Elend, die Unterernährung der Kinder, die gemeinsamen Schlafgelegenheiten männlicher und weiblicher Geschwister und anderer Verwandter, der Mangel an Aufsicht außerhalb der Schule, schlechte Kameradschaft usw. jeweilen dazu beitragen, läßt sich im einzelnen Falle oft nur sehr schwer bestimmen; meistens wirken verschiedene dieser Faktoren zusammen. Immerhin darf eben nicht außer Acht gelassen werden, daß elende soziale Verhältnisse schon an sich ein ungesunder Boden sind, die das Aufwuchern von Sumpfpflanzen begünstigen, zu deren schlimmsten Giftträgern eben die Schundliteratur und die Schundfilms gehören. Hier also einige selbstbeobachtete Fälle:

1. Ein junger Lehrerssohn aus dem Jura mit guter Erziehung bestahl in seinem Heimatdorfe Lehrer und Honoratioren mittelst raffinierter nächtlicher Einbrüche ganz wertlose Dinge, die er aus Gutmütigkeit Nachbarkindern zum Spielen schenkte; er schrieb den Bestohlenen mit verstellter Hand überspannte Drohbriefe, die angeblich von einer geheimen Verbrechergesellschaft herrührten. Als er erwischt wurde, bekannten er und sein Vater, daß das Verschlingen von Detektivromanen (Nick Carter, Buffalo Bill 2c.) den Siebenzehnjährigen zum schweren Verbrecher gemacht hatten.

2. Der 16jährige Sohn eines vermöglichen ehrbaren Handwerksmeisters einer bernischen Stadt wurde im wesentlichen infolge Schundlektüre zum gewerbsmäßigen Mansardendieb, der nur nach äußerst geschickter Flucht über mehrere Dächer weg gefaßt werden konnte und nun den Gerichten stets neu zu schaffen macht.

3. Zwei 15jährige Sekundarschüler, die fleißig das Kino besucht und Detektivgeschichten verschlungen hatten, begingen miteinander, um Mittel für aviatische Projektstudien und zu Vergnügungen zu gewinnen, eine Reihe frecher Einbruchdiebstähle, erbrachen den mütterlichen Sekretär des einen von ihnen mittelst eines Drahtes (nach einem zugestandenermaßen einem Sherlock Holmes-Heftchen entnommenen Rezept), verschafften sich mit gefälschter Vollmacht auf dem gestohlenen Kassabüchlein Reisegeld und brannten nach Paris durch.

4. Rudolf Niederhäuser, der Mörder des alten Ehepaars Hirschi, hatte seine Phantasie an Schundliteratur genährt, und fabelte mir, als er bald überführt war, unter anderm vor, er habe die den Eheleuten Hirschi gehörenden Schmucksachen am Weihnachtssonntag nachmittag von Mitgliedern der Maffia (der sogenannten schwarzen Hand) unter Todesdrohungen mit zwei gespannten Revolvern vor der Wohnung Hirschi in einem hinausgereichten Paket in Empfang nehmen müssen. Woher kommen solche rohen Phantastereien, wenn nicht aus der Detektivliteratur?

5. Der zirka 20jährige, bisher unbescholtene Mann, welcher als Täter des sogenannten Bözingermordes vor den Assisen stand, und dann, gestützt auf ein psychiatisches Gutachten wegen unverantwortlichen Handelns in einem epileptischen Dämmerzustand, straflos erklärt wurde, ist unmittelbar vor Verübung seiner grausigen Tat (Ermordung einer auf dem gleichen Boden wohnenden Nachbarsfrau und schwere Verletzung ihres Mannes) von der Lektüre eines blutrünstigen Schundromans aufgestanden, zu dem er nach der Tat zurückkehrte und der noch vor ihm aufgeschlagen lag, als man ihn in den frischverbluteten Kleidern verhaftete.

6. Mehrere zirka 14jährige Schulknaben haben zwei kleine Mädchen von 8—10 Jahren in einer Promenade gepackt und dasjenige, welches nicht entfliehen konnte, an einen Baum gebunden und vergewaltigt.

7. In Genf hat eine Einbrecherbande von Schuljungen sich den Namen eines beliebten Detektivroman-Titels beigelegt; in Bern haben in jüngster Zeit eine Anzahl strafmündiger Schulknaben ebenfalls eine Bande gebildet und sind in ein Spezereiwarengeschäft eingebrochen.

Die Reihe dieser Beispiele könnte beliebig verlängert werden; ich kann sozusagen bei jedem erstmaligen Verbrecher von unter 22 Jahren, der sich vor mir zu verantworten hat, konstatieren, daß er den wesentlichsten Teil seiner „Bildung" aus Schundgeschichten und Kinematographendramen geholt hat.

Damit die auf diesem Gebiete nicht bewanderten Leser einen annähernden Begriff vom Inhalt eines derartigen Schundromans bekommen, gebe ich in nächster Nummer eine knappe Zusammenfassung der im sogenannten „Verlag für Volks-Literatur und Kunst" (!) erschienenen Detektivgeschichte „Das Experiment des Bildhauers," die ich bei einem Angeschuldigten beschlagnahmt habe. (Schluß folgt.)

Zur Eröffnung der Berner Theatersaison 1912/13.

Die diesjährige Schauspielsaison des Berner Stadttheaters hat mit der Aufführung des Einakters „Landrat Broller" von Jakob Bührer und der zweiaktigen Komödie „Die offenen Türen" von Robert Fäsi einen recht erfreulichen Anfang genommen. Erfreulich in doppelter Hinsicht: Einmal hat die Leitung, den Wünschen vieler Theaterfreunde entsprechend, ihren guten Willen bewiesen, auch einheimische Dichter zum Worte kommen zu lassen. Dann hat es sich gezeigt — soweit sich das am ersten Abend konstatieren ließ — daß wir dieses Jahr auf ein gutgeschultes, leistungsfähiges Spielpersonal rechnen können. Die alten Mitglieder sind künstlerisch gewachsen, die neuen versprechen die auf sie gerichteten Hoffnungen zu erfüllen; die Ausnahmen werden sich später offenbaren.

Besonderes Gewicht möchten wir auf die erstere Tatsache legen, auf die Tatsache, daß wir einmal heimische Kunst, wenn auch nicht gerade Heimatkunst, auf unserer Bühne zu sehen bekamen.

Es war ja gewiß kein lautes Jubeln und Frohlocken, was wir dabei empfanden. Aber ein Erlösungsseufzer ist immerhin in uns aufgestiegen: Nein, so gottverlassen sind wir denn doch nicht im engen Alpenland, daß bei uns kein rechtes Drama oder Lustspiel oder sonst Bühnentaugliches zustande kommen könnte. Man rühmt uns in Kaiserreden unsern Gottfried Keller und C. F. Meyer — noch eigener ist uns Jeremias Gotthelf. Wir besitzen Romane und Novellen, über deren Kunst und Bedeutung schon Bibliotheken geschrieben wurden. Und da sollten wir uns vormachen lassen, daß unser Land zu klein sei, um jemals einen Dramatiker hervorbringen zu können?

Es fehle uns an den Bildungsstätten der dramatischen Kunst: den Großstädten, den großen Theatern. Als Gottfried Keller Dramatiker werden wollte, mußte er nach Berlin gehen und dabei ist er es nicht einmal geworden, weil das spezifisch Schweizerische in ihm, will sagen das Kleinbürgerliche die tragische Größe beengte und erstickte. — Wie nichtig erscheinen uns diese Argumente, wenn wir an den Maurerjungen und Schreibgehilfen von Wesselburen denken, der eben zum Dramatiker geboren, wie Keller es nicht war.

Man sagt auch, es fehle unsern Dichtern das sprachliche Rüstzeug, die Leichtigkeit und Schärfe des dramatischen Dialogs; unser schwerfällige Dialekt behindere die sprachliche Entwicklung nach dieser Seite hin. Es mag viel Wahres daran sein und für viele unserer Schriftsteller und Dichter mit ein Grund, daß sie sich nicht auch an dramatischen Stoffen versuchen.

Daß dieser Grund nicht für alle besteht, beweisen die beiden Stücke, die am Abend des 20. September über unsere Bretter gingen, das erste als veritable Uraufführung, was wir in Bern selten erleben. Sie verblüffen geradezu durch ihre korrekte Dialogführung, eine Stärke, die man bei Erst-

lingsstücken am wenigsten erwartet, und die im Verein mit einer gewissen Gedanken- und Gefühlstiefe beiden Stücken beim Publikum eine warme Aufnahme sicherte. Daß sich unser Publikum zustimmend verhielt, muß auch der Neid gestehen. Und das ist für unsere jungen Theaterschriftsteller nicht der einzige, aber doch ein gewichtiger Ermunterungsgrund. Wir besitzen gottlob noch kein Première-Publikum, das seinen Geschmack einer gewissen Richtung und gewissen Persönlichkeiten verschrieben hat und das jede andere ästhetische Ansicht niederbrüllt. Das Publikum, das Bührers und Fäsis Stücke gutgeheißen hat, ist zum mindesten nicht verbildet und darf einem Schriftsteller, der mit der nötigen Selbsterkenntnis ausgerüstet ist, füglich maßgebend sein. Ich meine, wir bekämen dabei Stücke, die unseren Theaterbesuchern — insbesondere den Tages- und Arbeitsmüden unter ihnen — das geistige Vergnügen und damit die Wohltat brächten, die ein Hebbel'sches oder Grillparzer'sches Stück mit seinen hohen Forderungen an den Zuschauer nicht zu bringen imstande ist.

Jakob Bührer, Bern,
Verfasser des Einakters „Landrat Broller".

Doch darf dieses Ziel unsern Wünschen nicht genügen. Es muß uns ja freuen, wenn einer der Unsrigen zu uns sprechen darf, ohne daß ihm der überlegene Fremde verächtlich und spöttelnd über die Achseln guckt. Aber erfreulicher noch wäre die Tatsache, daß einer uns Schweizern speziell etwas zu sagen hätte, so etwa wie ein Jeremias Gotthelf im Roman und in der Erzählung uns aus dem Herzen und zu Herzen spricht mit Worten, die auch die übrige Welt schön findet, die aber doch nur wir Schweizer so recht verstehen und zwar mit der schmunzelnden Freude verstehen, die für so vieles entschädigt, was der „Provinz" verloren geht. Doch lassen wir die Wünsche, und beschäftigen wir uns mit dem, was vor uns liegt.

Der Einakter des Berner Redaktors, „Landrat Broller", ist einem Motiv aus Heinrich Federers Roman „Berge und Menschen" nachgebildet. Man kann über diese Art der Benutzung eines noch jungen Literaturwerkes zweierlei Ansichten haben. Auf alle Fälle hat Bührer seine Quelle deutlich angegeben, und so trifft ihn der Vorwurf des Plagiats nicht. Uebrigens gibt es ein berühmtes Beispiel: Goethe, der seinen „Clavigo" den eben erschienenen „Memoiren" Beaumarchais' nachdichtete.

Der Inhalt des Einakters ist kurz der folgende. Lorenz Broller hat sich aus eigener Kraft vom Gemeindeschreiber zum Fabrikbesitzer emporgeschwungen. Eben hat er eine Eisenbahn gegründet, aber noch nicht fertig finanziert. Am Gelingen dieses neuen Unternehmens hängt das Wohl seiner Fabrik. Da kommen Schwierigkeiten. In einem Arbeiterblatt erscheint ein Hetzartikel, der seinen Ruf und damit seinen Kredit gefährdet. Er trägt tatsächlich eine Schuld seiner Frau gegenüber, die ihn nie recht verstanden hat. Er ist den verführerischen Reizen einer Magd zum Opfer gefallen. Das Gerüchte hievon führt zunächst den Bruch mit seiner Frau herbei und stellt ihn vor den finanziellen Ruin, indem nun seine Gläubiger auf ihn einstürmen. Zur richtigen Zeit kommt der Frau das Verständnis für die Arbeit ihres Mannes und brennt die schlecht rentierende Fabrik ab. Die gute Lösung wäre perfekt, wenn nicht dabei das Leben des jungen Broller in Frage gestellt würde und der gutherzige, aber jähzornige Knecht Hansuri in den Tod gegangen wäre. Auch bleibt die Eheschuld des Broller ungesühnt, wenn auch die Frau edelmütig verzeiht. Bührer hatte in diesem Schluß den sogenannten Nichtschluß der modernen Dramen im Auge, der ein Fragezeichen setzt statt einen Punkt. Dagegen ist künstlerisch nichts einzuwenden; nur müßte das wesentlich anders gemacht werden, als Bührer es tut. Er bricht allen Konflikten einfach die Spitze ab, ehe sie zur tragischen Wirkung kommen, und biegt die Motive gewalttätig zu einem guten Schluß um. Es besteht keine innere Notwendigkeit, daß die Auseinandersetzung zwischen den Eheleuten Broller gerade in dem Momente kommt, da sie die gewünschte Wirkung tut; daß Hansuri die Fabrik anzündet, gerade als Lenz seinem Vater zuliebe dasselbe tun will. Auch innerhalb des Stückes ist einige Male die Handlung auf den Zufall aufgebaut, so wenn Lenz das Gespräch zwischen dem Knecht und der Magd und später das Telephongespräch seines Vaters belauscht und wenn Hansuri den Broller mit der Judith ertappt. Doch das sind technische Fehler, die bei einer Umarbeitung d. h. Ausarbeitung zu einem mehraktigen Drama gehoben werden können und die die Vorzüge des Stückes: wie die treffsichere Charakteristik, den geschickten Aufbau der Handlung und die schon gerühmte gewandte Dialogführung nicht aufheben. Eine Umarbeitung aber scheint mir notwendig im Hinblick auf die vielen unausgereiften tragischen Motive, die in eine viel kräftigere Synthese auswachsen müßten. Vertieft müßte werden vor allem der Konflikt zwischen den Gatten, dann der zwischen Mann und Weib — denn mit dem „eine Treppe höher leuchten" ist es nicht getan — ferner das Verhältnis zwischen Sohn und Vater und Sohn und Mutter, wie es Federer vorgezeichnet hat. Bührer hat nicht gezeigt, was er kann, sondern was er könnte; und darin liegt unsere Hoffnung für ihn.

Dr. Robert Fæsi, Zürich,
Verfasser der Komödie „Die offenen Türen".

Wohl mit größerer Muße und darum sorgfältiger hat der Zürcher Dr. Robert Faesi seinen Zweiakter zur Komödie ausgestaltet. Wir müßten uns sehr täuschen, wenn wir da nicht ein Bühnenstück vor uns haben, das seine Wirkung auf jeder Großstadtbühne tun wird. „Die offenen Türen" enthält alles, was wir von einem guten Lustspiel erwarten dürfen: Geist, Witz, Vertiefung, Innerlichkeit; eine gutgeführte nicht zu einfache, nicht zu komplizierte Handlung. Es ließe sich in diesem Sinne eine lange Analyse schreiben. Wir begnügen uns damit, den Verfasser für seinen dramatischen Erstling — er ist nicht Neuling in der Literatur — aufs wärmste zu beglückwünschen. Wir hoffen, recht bald Neues von ihm zu vernehmen.

H. B.